

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

So wie ein Stern... Ein Geschichtsbild von Gustav Kempf

[urn:nbn:de:bsz:31-338868](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-338868)

die bis Ende des Mittelalters mit Bruchsal zu einer Gemarkung verbunden waren, Gemeindegewald nicht besitzen, nie besaßen. Dies ist nur der Fall bei Ursiedlungen durch Sippen. Der Besitz des Königshofes war auf die Ebene nicht beschränkt, er reichte auch in das Hügelland, das im allgemeinen den Kraichgau ausmacht. Dort grenzte er an einen zweiten Königshof, der in der fränkischen Frühzeit durch königliche Schenkung an das Kloster Weißenburg im Elsaß kam (um 650). In der Zeit großer Not, da die Ungarn Deutschland heimsuchten und man durch Burgen und „Stätte“ sich zu schützen suchte, entstand auf diesem Hof die Bruchsaler „Altstadt“. Auch diese Gebäude und wohl auch noch andere in der Nähe werden sich dem hohen Besuch des Königs geöffnet haben.



Kaiser Heinrich II. und Kaiserin Kunigunde

So wie ein Stern ...

Ein Impulsbild von Gustav Kammf

Ein leuchtender Sommerabend voll hohen Friedens lag verglühend überm Oberlinger See. Ruhig zog unser braves Schiff seine Bahn. Keiner von uns wollte mehr sprechen, jeder stand einsam versunken in die Schönheit des sterbenden Tages. In violett verdämmernden Tiefen weit hinter uns lag das alte Sernatingen. Dort glühten die Wasser vielfarben und unheimlich blutrot wie altes Gold. Jrgendwoher übers Wasser kam der feierliche Klang der Muttergottesglocke, indes die Stadt des alten Herzogs Gunzo langsam ins Dunkel schwand.

Schon gingen die Sterne auf, als die Merowingerfeste Meersburg sich trutzig abhob vom dunklen Rebenhang. Ich gedachte der Drostke, die vor bald hundert Jahren vom Söller jener Burg aus auch in solche Abende geträumt hat. Und in ihren unsterblichen Liedern nach Schönheit weinte und nach Ewigkeit, „ein Herz, das überfull von Glück und Leid und Bildern seliger Vergangenheit“.

Nun ist dies heiße, unruhvolle Herz schon lange zur Ruhe gekommen im alten Gottesacker dort droben überm See. Langsam spreche ich die wehen Worte der größten deutschen Dichterin vor mich hin:

„Wer wird dann meiner gedenken,
Wenn ich nun gestorben bin?
Wohl wird man Tränen mir weihen,
Doch diese sind bald dahin!
Wohl wird man Lieder mir singen,
Doch diese verweht die Zeit!
Vielleicht einen Stein mir setzen,
Den bald der Winter verschneit.“

Schon naht sich die Konstanzer Bucht, und immer noch sind meine Gedanken verflochten in die Winkel, Gassen und Türme von Meersburg und in die Geschichte der Bischöfe — eines Nikolaus von Renzingen, eines Hugo von Landenberg —, die von dieser festen Stadt aus in wirrer Zeit das Erbe des hl. Konrad verwalteten.

Da, ein Aufleuchten, und von einem Sternennebel aus hoch drüben über der dunklen Stadt zieht ein fallender Stern einen großen silbernen Bogen und versprüht gen Süden lautlos in die Nacht.

„Come dilegua una cadente stella
Mutò zona lo svevo astro e disparve . . .“

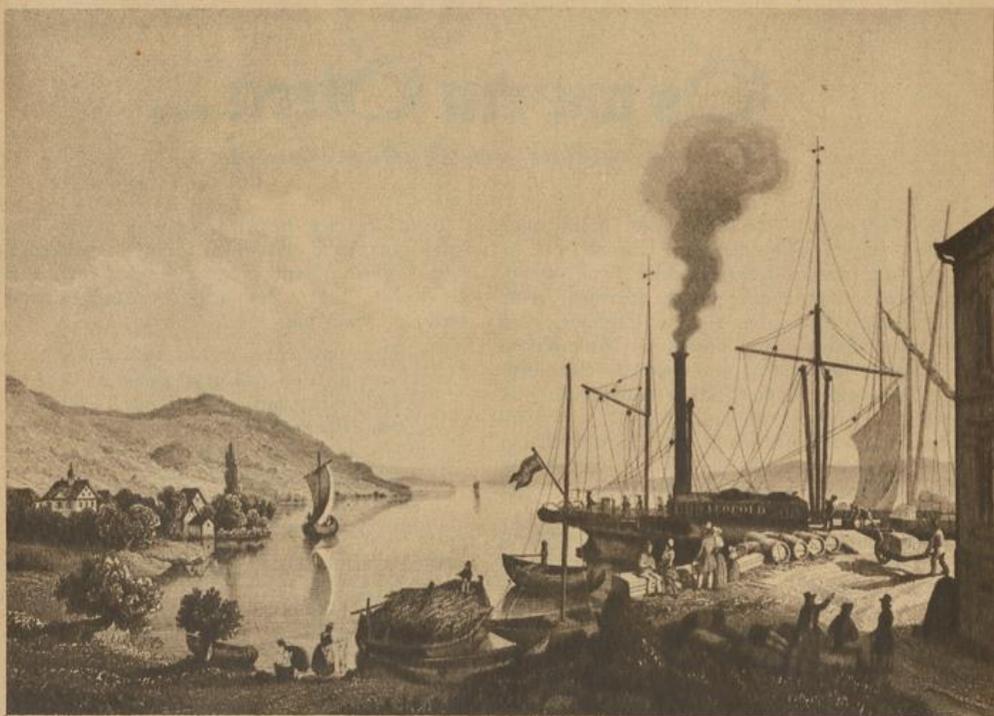
Unbewußt waren mir beim Anblick des zersprühenden Sterns diese Worte des italienischen Dichters Alcardi auf die Lippen gekommen. Ach, diese Gedankenverbindung war ja nur zu erklärlich. Alcardi singt diese Worte ja von Konradin. Und von eben diesem Meersburg aus ist ja dieser heldische Jüngling aufgebrochen zu jenem unseligen Zug ins immer lockende Welschland, von dem er nicht mehr wiederkehren sollte. Von Konradin, dem letzten Hohenstaufen, klagt darum der fremde Dichter:

„So wie ein Stern in seinem Fall zerstiebt,
Zog und erlosch der fremde Stern aus Schwaben.“

Was waren doch diese Hohenstaufen ein hochgemutes, stolzes und kühnes Geschlecht! Ihr Ahnvater Friedrich von Bären (gestorben 1094) war noch ein kaum genannter schwäbischer Edelmann, und schon dessen Sohn Friedrich (gestorben 1105) verlegt den Stammsitz seines Geschlechtes auf die ragende Höhe des Staufen und erwirbt durch seine Treue vom Kaiser das Herzogtum Schwaben zu Lehen. Und höher geht in zähem Ringen der Aufstieg. In seinem Sohn Konrad bestiegt das Haus der Hohenstaufen den deutschen Königsthron. Als aber König Konrad der Dritte anno 1152 stirbt, er-

strahlt in seines Bruders ritterlichem Sohne Friedrich Rotbart der Stern der Staufen so hell und weit, daß sein Glanz bis in den fernsten Osten dringt.

Dieser kühne und tatenfrohe Held ließ seinen Adlerblick vom Hohenstaufen aus hinschweifen über alles Land, das demütig ausgebreitet lag zu seinen Füßen. Da schoß in unheimlicher Gewalt jenes Fernweh in sein Herz, das dem Schwaben irgendwie als Erbgut tief im Blute liegt. Und des Rotbart Hochziel hieß nicht mehr nur Deutschland, sein Planen überstieg die Alpen, die im Süden leuchteten, und drang gen Osten weit über Deutschlands Grenzen bis in die Märchenländer des geheimnisvollen Orients. In unerschrockenem Wagemut ging er daran, dies Wollen zu verwirklichen. Mit Schrecken und mit Hochachtung zugleich sprachen die Welschen seinen Namen „Barbarossa“ Rotbart. Denn mit gewaltigen, wenn auch nicht immer glücklichen Laten schrieb er sein Andenken ins Gedächtnis der Italiener ein. Gerade hier im nahen Konstanz mußten die selbstbewußten lombardischen Städte, die sich empört hatten gegen Barbarossas selbstherrliches Regiment, nach erbittertster Gegenwehr des deutschen Kaisers Oberhoheit anerkennen. Selbst vor des Papstes alten Rechten und Ansprüchen machte Barbarossa nicht Halt, so daß die beiden höchsten Gewalten der Christenheit in wildesten Hader miteinander gerieten, der erst endete im Sommer 1177, als der große Papst Alexander III., der unerbittlich für die Freiheit der Kirche gekämpft



Das alte Eernatingen (Ludwigshafen am See)



Alt-Uberlingen, die Stadt des Herzogs Gungo

hatte, seinem ritterlichen Gegner, der durch Mißerfolge gefügig geworden war, zu Venedig in kluger Mäßigung den Friedensfuß entbot. Das war damals ein Tag grenzenlosen Jubels für den ganzen christlichen Erdkreis, als der mächtige Kaiser in ehrfürchtiger Ritterlichkeit den gebrechlichen, greisen Papst am Arm in den Dom geleitete.

Als edler deutscher Ritter hatte Barbarossa gelebt, als Ritter starb er den geheiligten Tod eines christlichen Kreuzfahrers, als ihn anno 1190 im Morgenland die Fluten des Kalypso verschlangen.

Seine herrschergewaltige Persönlichkeit ist im Bewußtsein unseres Volkes bis heute nicht untergegangen. Und wenn es träumt von alter deutscher Kaiserherrlichkeit, dann sieht es neben Karl dem Großen dessen bewußtesten Nachfolger, den großen Staufer Barbarossa.

Nicht minder kühn als dieser, aber weniger ritterlich nahm Friedrich des Ersten Sohn, König Heinrich VI., das Szepter des Reiches in die Hände. Heinrich träumte von einem gewaltigen Weltreiche nach dem Vorbild des alten römischen Imperiums, dessen Grenzen erst im sagenhaften Osten sich verlieren sollten. Schon seine Heirat mit Konstanze, die als Tochter des großen Königs Roger II. Erbin des an Kultur und Schätzen übersättigten Königreichs Sizilien war, wies ihn über Deutschland weit hinaus und lenkte das Haus der Hohenstaufen auf eine Bahn, die weder ihrem Hause, noch dem deutschen Vaterlande auf die Dauer zum Segen ausgeschlagen konnte. Als der finstere König anno

1194 nach Niederwerfung all seiner Feinde da drunten in Palermo einzog, da zitterte die Welt vor des Eroberers berechnend kühler Rücksichtslosigkeit. Weh der Kirche und ihrer bis dahin noch mühsam gewährten Unabhängigkeit, wenn die unerhört überspannten Herrschaftsansprüche, die hinter dieser bleichen Stirne zielsicher auf den günstigen Augenblick lauerten, sich verwirklichten! Schon holt eine Tigerpranke zu furchtbarem Schläge aus, da rafft die türkische Luft Siziliens den 32jährigen Welteroberer plötzlich dahin.

Heinrichs Söhnlein aber war drei Jahre alt. Es hieß nach seinen Großvätern Friedrich Roger. Während in Deutschland nun zwanzig Jahre lang ein entsetzliches Ringen um den Königsthron Land und Leute verwüstete, wuchs der junge Staufensproß nach dem Plane seiner sizilianischen Mutter in Sizilien heran zu einem Nationalsizilianer. Und Süditalien blieb für Friedrich II. lebenslang die eigentliche Heimat. Nicht umsonst zählt ihn Dante zu den Begründern der italienisch-nationalen Poesie. Deutschland und deutsche Art blieben diesem König innerlich immer fremd. Und wären seine Pläne nicht am Widerstand des Papstes und der in Folge der staufischen Italienpolitik von ihm viel zu unabhängig gewordenen deutschen Fürsten gescheitert, so wäre in seinem universalen Großreiche Sizilien mit Unteritalien zum Kernlande geworden, Deutschland aber zu einem Nebenland herabgesunken. Vom deutschen Standpunkt aus eine durchaus unerwünschte Entwicklung, die aber schon lange nicht mehr in Frage kam,

als Friedrich II. sich anno 1250 in Apulien zum Sterben legte, indes seine Herrschaft in Deutschland schon lang erschüttert und heiß umstritten gewesen war.

Der Stern der Staufer war im Niedergehen. Friedrich II. Sohn Konrad IV. konnte seine Königsrechte nur noch in Süddeutschland zur allgemeinen Anerkennung bringen. Und als er bald ebenfalls den unseligen Weg seiner Ahnen nach Süden zog, um das sizilianische Erbe anzutreten, da gewann er dort zwar die Krone, aber schon garte es überall in Italien gegen die Herrschaft der Deutschen. Die Zeit der Hohenstaufen wäre vorbei gewesen, auch wenn König Konrad IV. nicht schon 1254 ins frühe Grab gesunken wäre.

Und doch war das Drama dieses stolzen Geschlechtes noch nicht ganz zu Ende. Konrad IV. hatte in Sizilien einen italienischen Halbbruder namens Manfred. Der nahm sich der staufischen Sache kräftig an, setzte sich 1258 die Krone Siziliens aufs Haupt und führte mit großer Tapferkeit den fast aussichtslosen Kampf um die Rechte des angestammten Hauses, bis er im Jahre 1266 in der Schlacht bei Benevent seinem glücklicheren Gegner unterlag und den ihm dann erwünschtesten Schlachtentod fand.

Manfreds eigentlicher Gegner war der Papst, dessen seit alters beanspruchte Lebensoberhoheit über Sizilien und Neapel die Hohenstaufen nie hatten anerkennen wollen, und der um seine Unabhängigkeit fürchten mußte, wenn Deutschland, die Lombardei und Süditalien in einer

einzigsten Hand vereinigt waren. Denn in jenen gewalttätigen Zeiten hätte ein solcher Herrscher den Papst und seinen mittelitalienischen Kirchenstaat so in seine schonungslose Zange nehmen können. Der Papst hatte darum den Provenzalen Karl von Anjou, den Bruder des französischen Königs Ludwig des Heiligen, gegen den Willen dieses Königs nach Italien gerufen und ihn zum König von Neapel und Sizilien gekrönt, auf daß er Manfred entgegenrete. Und Karl von Anjou hatte Erfolg und schlug seine Königsherrschaft auf im schönen Neapel, wobei er sich zum großen Arger der Italiener vor allem auf seine französischen Ritter stützte.

Nun glühte nach Manfreds Heldentod noch ein freundliches Licht an Schwabens Himmel. Konrads IV. Gemahlin, die Herzogstochter Elisabeth von Bayern, hatte ihrem königlichen Gemahl ein Söhnlein geboren, das bei seines Vaters Tod eben zwei Jahre zählte. „Corradino“ nannten es die Italiener, danach die Deutschen „Konradin“.

Unter der Obhut seiner Mutter und seines Oheims, des Herzogs Ludwig von Bayern, wächst der Knabe heran und hört bald in Oberschwangau, bald in der staufischen Burg zu Meersburg am Bodensee in all seine Kinderspiele und all seine Knabenträume hinein gar seltsame und wilde Kunde über die Alpen herüberkommen. Geschichte und Geschick seines Hauses werden Gegenstand seines regen Gedankenspiels, werden zur bedrängenden Not des ererbten Blutes, zu atemraubender Schau in



Das alte Meersburg

königliche Zukunft, erfüllt mit unerhörten Taten. Wie oft steht der Königsproß zu Meersburg auf dem hohen Söller der Burg, zu seinen Füßen geht geruchsam das ewige Wellenspiel des blauen Bodensees, rings um ihn blühen die sanften Rebenhänge der milden schwäbischen Heimat, drinnen in der Kemenate waltet und sorgt seine liebende deutsche Mutter! Aber der junge Staufener achtet all dies Liebeswerben der Heimat kaum, seine Augen schauen unverwandt hinüber zu der glitzernden Kette der hoheitsvoll daliegenden Schneeberge, indes sein heißglühendes Herz sich über sie hinüberschwingt, den Heerstraßen seiner hochgemuten Ahnen nach, und versinkt in den berückenden Traum von der fremden Pracht des lockenden Südländes. Und dieses Südländ seufzt in den Fesseln eines Fremdlings und wartet sehnsüchtig auf seinen rechtmäßigen Erben, auf ihn, den blonden Königsknaben Konradin!

Und eines Tages reiten sie leibhaftig ein in die Burg am See. Sonnegebräunte Männer, dunkeläugige Boten aus Sizilien, Abgesandte der Ghibellinen, der staufischen Partei, und all der Unzufriedenen drüben über den Alpen, die den Eindringling Karl von Anjou hassen wie den Tod. Stürmisch begehren sie ihren rechtmäßigen König, leidenschaftlich zählen sie die Machtmittel auf, die ihnen zur Verfügung stehen gegen Karl, und echt südländisch steigern sie die Aussichten der Staufer fast zur Gewissheit des Sieges. Mochten bedächtige Deutsche den Kopf schütteln und warnen vor dem Abenteuer, mochte die leidgeprüfte Mutter abwehren, der fünfzehnjährige Königsproß spürt den Sturm des Ahnenbluts in sich entfacht, und die Heerfahrt nach dem Süden war beschlossene Sache.

Schon fielen die ersten welken Blätter in den Wäldern und Gärten, schon reiften die Trauben an den mildbesonnten Hügeln, da schaute der letzte Hohenstaufe zum letzten Male grüßend hin über die schimmernde Fläche des Bodensees, an dem er eine widererratende, weinende Mutter

zurückließ, und überstieg mit einem todesmutigen Häuflein Getreuer die Alpen. Man schrieb das Jahr 1267. Und drüben im Süden rührten sich bei seinem Eintreffen allenthalben die alten Sympathien für die Staufer. Schon am 8. August 1268 konnte er einziehen in Rom und von dort aus sich in Marsch setzen nach dem Königreich seiner Väter. Da traf ihm an den Bergen von Tagliacozzo Karl von Anjou mit

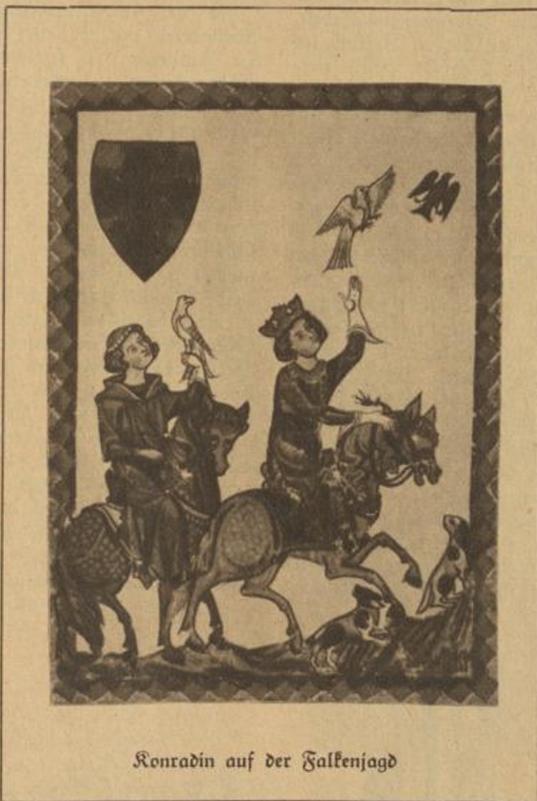
seinen französischen Rittern entgegen. In zähem Ringen schlug Konradins Heer die Feinde in die Flucht und in vorichtsloser Siegesfreude zerstreuten sich die Deutschen zur Plünderung. Da brach ein aufgesparter dritter Heerhaufen Karls aus dem Hinterhalt hervor und unter den französischen Reiterhieben wurde das ganze staufische Heer vernichtet.

Konradin entkam mit seinem Freunde Friedrich von Baden und gelangte ins Schloß Astura, das den Grafen Frangipani gehörte. Die hatten von Konradins Ahnen Friedrich II. viele Wohltaten empfangen. So konnte Konradin hoffen, von hier aus nach Sizilien zu gelangen, wo seine Anhänger in offenem Aufstande waren

gegen die französischen Gewaltthaber. Aber der Graf Frangipani nahm seinen flüchtigen Herrn zwar freundlich auf, aber nur, um ihn — der Judas! — schmähslich zu verraten und an seinen Todfeind Karl auszuliefern.

Der machte dem Gefangenen den Prozeß als einem Rebellen, und als diese Anklage selbst seinen französischen Richtern ungerechtfertigt schien, sprach er selber über den königlichen Jüngling und den treuen Friedrich von Baden das Todesurteil aus.

Der 29. Oktober 1268 war für alle edlen Menschen ein schwarzer Tag. Zu Neapel auf dem Marktplatz war ein Blutgerüst aufgeschlagen, und zwei hochherzige, erlauchte deutsche Jünglinge mußten ihr Lockenhaupt dem Henkerbeile beugen. Des letzten Hohenstaufen letzter Gedanke und letztes Wort galt in kindlichem Schmerz dem Jammer seiner Mutter in der



Konradin auf der Falkenjagd

deutschen Heimat. Dann war's geschehen. „So wie ein Stern in seinem Fall zerfließt . . .“

* * *

Im guten Volke diesseits und jenseits der Alpen lebte die ergreifende Geschichte des jungen letzten Staufers durch alle Jahrhunderte weiter. Der venezianische Troubadour Bartholomeo Jorgi schon rief klagend aus: „Ich wundere mich, wie ich die Kraft noch habe, dies Unglück zu schildern. Wie können Deutsche nur leben, wenn sie die Erinnerung an diesen Verlust im Herzen tragen? Haben sie doch ihr Bestes verloren!“

In Neapel, dem weh erschrockenen, ging bald das Geflüster, vom Blutgerüst sei damals Konradins Handschuh ins Volk geflogen, und irgend ein Rächer habe ihn aufgenommen. Und diese Rache kam ja schon am Osterdienstag des Jahres 1282, als die Vesperglocken läuteten und in ganz Sizilien die verschworenen Nationalisten aufriefen zum Kampf gegen den fremden Bedrücker Karl von Anjou, der es nicht verstanden hatte, diese glühenden Herzen zu gewinnen. Grauenhaft war das Blutbad unter den Franzosen und furchtbar die Rache, die in dieser „Sizilianischen Vesper“ über den Hochmut der Fremden hereinbrach. Karl war bei dieser plötzlichen Katastrophe außer Landes gewesen und ehe daß es ihm gelang, nochmals darin Fuß zu fassen, war schon Blut und Geist der Hohenstaufen aufgestanden. Schon war nämlich König Peter III. von Aragon im Lande und machte im Namen seiner Gemahlin Konstanze, der Tochter des bei Benevent gefallenen Manfred, das

staufige Erbrecht geltend. Und Konstanze konnte bald das Glück erleben, ihren Sohn Friedrich II. von Aragon im Glanz der Krone von Sizilien zu sehen. Und die Krone blieb in diesem Hause auf Jahrhunderte hinaus.

Karl aber hatte Sizilien nicht wieder gesehen, als er sieglos und ungeliebt schon nach drei Jahren starb.

* * *

In der mittelitalienischen Stadt Jesi bei Ancona lebt mir ein lieber Freund. Publio Papis, ein Italiener, so sprühend wie ihn nur der Süden kennt, hat mir einstmals die Reichtümer des ewigen Rom gezeigt und mir dabei manch verborgenes Juwel zugänglich gemacht, das sich sonst dem Fremden scheu verbirgt. Einmal packte mich in den sonnglühenden Straßen eine plötzliche Sehnsucht nach den dunklen, grünen Wäldern meiner Heimat und ich fing an, von meinem schwäbischen Land zu erzählen. Da glühten meines Publio dunkle Augen auf und er rief: „Ah, Svevia, patria di Corradino!“ Und was er nun begeistert sagte, zeigte mir, daß diese Söhne des Südens unserem großen schwäbischen Herrschergeschlecht eine heimliche Liebe bewahrt haben. Und daß dies Andenken in Jesi besonders lebendig blieb, ist wohl verständlich, da gerade in diesem Städtchen der Staufer Friedrich II. geboren ward.

Lang war ich wieder nördlich der Alpen, da flog mir eines Tages die Ballade des italienischen Dichters Alcardo Alcardi zu, der 1812 bis 1878 in Verona lebte. Dazu hatte mein lieber Publio, ein ausgezeichnete Kenner italienischer



Konradin auf dem Blutgerüste zu Neapel

Kunsliteratur, eine Menge Anmerkungen geschrieben, aus denen ich spürte, wie sehr nahe unser Konradin seinem Herzen steht. Ich habe die Ballade aus der so wohlklingenden italienischen in unsere herbere heimatliche Sprache übertragen. Klingt sie da auch nicht mehr so voll und weich, die Liebe und Verehrung spürt man doch, die alles Große und Schöne, wo immer es sich in der Menschheit findet, von edlen Menschen erfahren darf. So aber singen sie drüben im Süden von

Konradin von Schwaben

... Dort, wo zum fernsten Saum die blaue Bucht sich schmiegt, stolze Geschlechter vor Zeiten ihr gefällig Nichtstun übten, droht einsam, grau und düster eine Burg. Die hat der Schreck erbaut, den die Korsaren einst jagten über dieses Meer. Dort muß im Frühschein langher schon ein Schwarm von Raben,

ihr Unheil krächzend, um die Türme kreisen. Und in die Zinnenkrone fährt der Wind in Stößen wie ein fallend Beil. Hörst du das kläglich Weinen?

Rot leuchtet dort, von Blut gefärbt, die Woge, die unablässig nagt am Mauergrund:

Denn hier auf dieser Brücke falschem Steg stand lauernd, blutige Meintat schon im Busen, im Trugbild abendmilder Gastlichkeit einst der Verrat.

Willst ihren Namen du erfahren? Es ist die Burg Astura.

Ein Jüngling, bleich und schön, von Gold die Lockenfülle, mit Augen wie das Meer im blauen Golf, im edlen Angesicht des Unglücks Rune, betrat als Flüchtling diesen Strand; wie lang und traurig war die Fahrt! Auf blauem Helmtuch silberte der Stern von Schwaben, und Schwabens Adler trug er auf dem Mantel. Sein Name war — ach, daß er blind vertraute! — Von Schwaben Konradin. Der Sproß erlauchter Kaiser kam, verfolgt, und bettelte um eine Stunde Schlaf, und ward in dieser einen Stund verraten. Seitdem — wie müd sich's auch zum Schlummer schliesse — kein Auge findet mehr an dieser Stätte Ruh.

Die schönste Stadt, ein Märchen am Gestade, erschauerte, als auf dem Marktplatz schwarz ein Bartuch flattern sie, ein Beil sah fallen hart auf den Block.

Da lag es nun, ein Haupt mit Augen wie das Meer im blauen Golfe, bleich, hoheitsvoll, im Gold der Lockenfülle. Ein Handschuh flog damals vom Blutgerüste über des Volkes dunkle Brandung hin, doch wer ihn aufgehoben, niemand sah's.

Als aber jenes grimmbeschwornen Tags die Vesperglocken von Siziliens Türmen Erzengeltrufe donnerten, da hat unheimlich lebendig man jenen Handschuh wiederum geseh'n am Glockenstrange zerrn, der der Anjou Übermut vor Gottes Richtstuhl brachte.

So wie ein Stern in seinem Fall zerstiebt, zog und erlosch der fremde Stern aus Schwaben. Wehklagend aber nahm des Stammes Ar den Flug zur Heimat, um am Rhein zu sterben.



Am heimatlichen Rhein steht eine Burg, kühl weht auf ihres Söllers Höh' der Wind um eine Mutter, die er weinen sieht, von bangen Ahnungen das Herz so schwer. „Erlauchter Ar, wenn du geflogen kommst von dort, wo — ach — Italien uns betörend lockt,

o sag doch, hast du dort mein Kind gesehen?“

... Ich sah's:

Blond war's, war schön, und ...

ihm ist wohl.

Ein Tempel wölbt ehrfürchtig sich ob seinem Grab.“

